

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Montag, 14. Januar

1929.

(29. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Bereits am zweiten Verhandlungstage konnten die Plaidoyers beginnen, so weit hatte der erste Tag die Verhältnisse geklärt. Der Staatsanwalt bemühte sich, seiner Anklage, die er, wie er beiläufig bemerkte, seiner Pflicht entsprechend erhoben habe, den erforderlichen Nachdruck zu geben. Er kam noch einmal auf die Vorgeschichte zurück und unterdrückte naturgemäß nichts, was den Angeklagten belasten konnte. Unbestreitbar sei, wie er ausführte, daß der Angeklagte seiner eigenen Aussage nach sich mit Mordgedanken getragen habe. Und warum habe er dem Zeugen Rumpnagel, der doch auch bewaffnet gewesen sei, nicht den Vortritt gelassen? ... Er, der Staatsanwalt, neige nach den Zeugenaussagen nicht mehr der Ansicht zu, daß hier ein Mord vorliege, der auf Eifersucht basiere, wohl aber auf dem Bemühen, sich einen Menschen vom Hals zu schaffen, der, wenn er am Leben geblieben wäre, sich mit allen Mitteln der Gemeinheit — das wolle er, der Staatsanwalt, ohne weiteres einräumen — an die Fersen eines in angesehener Stellung Wirkenden geheftet und ihm das Leben zur Qual gemacht hätte. Dieser Drang, sich von einem solchen Individuum zu befreien, sei psychologisch begreiflich, aber, in die Tat umgesetzt, strafbar und mit einer einjährigen Zuchthausstrafe, die er hiermit beantrage, nicht zu teuer gebüßt.

Nach diesen Schlussworten erhob Herbert Godebrecht das Gesicht und suchte und fand bald die Augen seiner Braut, die angstvoll und trostbringend zugleich in den seinen ruhten.

Dann erhob sich der Verteidiger.

Er hatte es eigentlich nicht schwer, das mühsam konstruierte Gebäude des Staatsanwalts umzublasen. Aber bevor er dazu schritt, spielte er noch ein wenig mit dem Feuer. Mit dem Schicksal Herbert Godebrechts war sein eigenes recht eng verknüpft. Gelang es ihm, einen vollständigen Freispruch zu erzielen, so war er ebenso sehr zu beglückwünschen wie sein Mandant, gelang es ihm unter schwierig scheinenden Umständen, war er es doppelt. So ganz mühelos durfte dieser Sieg nicht sein. Der Name des jungen Rechtsanwalts war durch diesen Prozeß in aller Leute Munde gekommen; durch ein geschicktes Plaidoyer konnte und würde er sich noch tiefer einprägen.

Aber dieser Ehrgeiz, der im Augenblick vielleicht nicht ohne — begreiflichen — Egoismus war, wurde gemildert durch das rein menschliche Gefühl für Thea Roberts, deren großen, ängstlichen Augen er mitunter begegnet war und die jedesmal ein eigentümliches Stehen in seiner Herzgegend erzeugt hatten. Wie eine stumme Anklage hatte dies kindlich-verärgerte Gesicht ihn jedesmal angesehen. Zu denken, daß sie, ohne Herberts Eingreifen, auf die Bahn des Verbrechens getrieben worden wäre — auf eine Bahn, die nach den ersten Gehversuchen so leicht beibehalten wird, weil selten einer da ist, der gütig zur Umkehr rät —, zu denken, daß sie unter dem Druck des Vaters die Frau dieses Sperber geworden wäre und ein Leben voller Jammer auf sich geladen hätte — nein, es war nicht auszudenken, es wäre aber sehr wahrscheinlich — so gekommen. Zu dieser Gewissheit gesellte sich eine Art Scham darüber, daß er, der Rechtsanwalt, und seine

Geschwister eine reiche und glückliche Kindheit gehabt hatten, während seine leidenschaftige Cousine zum Dahinleben im Schatten verurteilt gewesen war.

Diese Erwägungen, die zusammenliefen zu einem Strom, der getrieben wurde von dem Ehrgeiz, erzeugten wie von selbst das geschliffene Wort. Zunächst zerpflückte der Verteidiger die Anklagerede des Staatsanwalts, sachlich, juristisch, und doch nicht ohne Ironie, danach ging er zum Angriff über. In atemlosem Schweigen folgten die Anwesenden dieser glänzenden Rede; sie packte die Geschworenen da, wo sie menschlich angreifbar waren; der Verteidiger wußte die Vorgänge, die zu der Ermordung Roberts und dem Ende des Mörders Sperber geführt hatten, wie Kettenglieder aneinander zu reihen. Übrigens: die „Mordgedanken“, denen der Herr Staatsanwalt eine so große Wichtigkeit beigelegt habe. Wozu dienten sie? ... was legte ihr rückhaltloses Eingestehen so offen zu Tage? ... Nichts könne den Angeklagten mehr entlasten als gerade dieser Umstand, nichts den innersten Kern seines Wesens schärfer treffen, als gerade dies.

Als Doktor Scheel-Brandow sich nach Beendigung seiner einstündigen Rede setzte, blieb es sekundenlang totenstill.

Der Vorsitzende wandte sich freundlich an Herbert: „Haben Sie selbst dazu noch etwas zu äußern?“

„Nichts.“

Die Geschworenen zogen sich zurück. Scheel-Brandow war zu Herbert getreten, auf den er halblaut einsprach; dabei fing er wiederum einen strahlenden Blick seines Vaters auf, begegnete er den tiefsten Gesichtern der Bindewalds. Als die Geschworenen wieder den Saal betraten, nahm er seinen Platz unterhalb der Anklagebank wieder ein und kreuzte die Arme; nun kam der Wahrspruch, der auch seiner Zukunft galt.

Und es war eine Verneinung der Schuld und damit ein Freispruch.

Doktor Scheel-Brandow sprang auf und gab damit das Signal zu spontanen Kundgebungen, die der Vorsitzende rügte, um der Form zu genügen.

Herbert Godebrecht verließ die Anklagebank, mit einem Scherzwort half ihm Scheel-Brandow über seine tiefe Bewegung hinweg. Der junge Rechtsanwalt wurde von allen Seiten beglückwünscht; dem Gerichtshof, der sich zurückzog, machte er eine tiefe Verbeugung, zwischen ihm und dem Staatsanwalt wurde ein Blick getauscht, der zu sagen schien: Darum keine Feindschaft; dann schüttelte er Thea, Schumann und Rumpnagel die Hand; am liebsten hätte er aller Welt die Hand geschüttelt.

Vor dem Verhandlungszimmer trafen sie mit Bindewalds zusammen.

Ruth und Herbert konnten kein Wort hervorbringen.

„Kommt, Kinder“, sagte Bindewald hastig, indem er sich schneuzte; „kommt, denn dies ist ein unheimlicher Ort.“ Eingekleidet in einen Menschenschwarm, wurden sie durch den Eingang geschoben.

„Ich hole ein Auto“, äußerte der Kapellmeister, „bleibt nur so lange hier.“

„Nun, Papa?“ wandte sich Doktor Scheel-Brandow

an seinen Vater, den er untergehaft und etwas abseits gezogen hatte; „bist du zufrieden mit mir?“

„Gut gemacht, mein Junge“, entgegnete der Kaufmann. „Vortrefflich.“

„Hältst du es nun noch für nötig, daß ich in eine Anwaltsfirma eintrete?“

„Nein, ganz gewiß nicht. — Auf Wiedersehen, Artur. Ich muß noch einmal ins Geschäft.“

„Und telephoniere sofort an Mama!“

„Das ist das nächste, Junge; sie wird in tausend Ängsten schweben.“ Dabei suchte er mit den Augen Thea, von deren eigenartigem Schicksal er erst vor acht Tagen erfahren hatte; er begriff heute noch nicht, weshalb seine Frau ihm damals nichts von dem Verbleib des Kindes der unglücklichen jungen Schwägerin erzählt hatte.

Nun reichte er dem bescheidenen jungen Mädchen freundlich lächelnd die Hand.

„Auf Wiedersehen, liebes Fräulein!“, dann war der Chef der Firma Scheel und Brandow draußen. —

Als Bindewald und Herbert, umringt von Menschen, das Auto bestiegen, eilte ein Mann von ungepflegtem Äußern quer über die Straße und verschwand in einer Stehbierhalle; es war Onkel Franz.

18.

Herbert Godebrecht öffnete die Augen und richtete sich hastig auf; als er gewahrte, daß er in seinem eigenen Bett lag, lehnte er sich wieder zurück, aber das unruhige, angstvolle Gefühl, das ihn gequält hatte, wich nur allmählich.

Er hatte im Banne eines schweren, quälenden Traumes gestanden. Der Einzelheiten entjann er sich genau und mit Schauern. Sperber hatte ein langes, blitzendes Messer nach ihm gezückt, und er, Herbert, hatte sich nicht zur Wehr setzen können, weil Onkel Franz ihm einen endlosen Strick um Hals und Leib und Arm geschlungen hatte. Eben, vor dem Zustoßen durch Sperber war der Staatsanwalt aufgetaucht und hatte ihn, den Gefesselten, fortgeschleift, bis zu einem Richtblock, auf dem ein mit Blut besudelter Mann stand, mit einem Schwert in der Rechten. Es war dann zu einem Handgemenge zwischen dem Staatsanwalt und Sperber gekommen; jeder hatte das Opfer für sich beansprucht, inzwischen hatte Onkel Franz den Strick immer fester angezogen; ihm, Herbert, war die Luft immer knapper geworden, bis eine wahnsinnige Angst — die Todesangst — ihm die Kraft verliehen hatte, seine Fesseln zu sprengen. Darüber war er erwacht.

Er schaltete das Licht der Nachttischlampe ein, mit einem Schlage verschwanden düstere Erscheinungen und Erinnerungen. Das Leben meldete sich. Denn die Verbindungstür zum Wohnzimmer wurde vorsichtig geöffnet, und im Spalt zeigte sich ein männlicher Kopf.

„Sie sind es, Herr Schumann!“ jagte Herbert lebhaft.

„Darin ich näherkommen, Herr Godebrecht?“

„Bitte. Und machen Sie die Tür ganz weit auf; je mehr Licht, desto besser. So . . . Und nehmen Sie Platz. Wie spät ist es? . . . Oder besser: Welche Tageszeit haben wir?“

„Es geht auf sieben Uhr nachmittags. Sie haben annähernd zweiundzwanzig Stunden geschlafen. Eine hübsche Leistung, was?“

„O ja . . . Und nun wollten Sie wohl mal nach mir sehen, nicht wahr?“

„Wenn ich es denn sagen muß: ich habe mich gestern abend bei Ihnen einquartiert, und das kam so. Ich sagte zu meiner Frau: „Frau“, sagte ich, „Herr Godebrecht wird keine ganz ruhige Nacht haben; ich kenn' das, weil ich im Kriege Sanitäter gewesen bin und vielleicht mehr von Krankheiten verstehe als mancher, der darauf studiert hat“; glauben Sie das, Herr Godebrecht?“

„Gewiß, Herr Schumann.“

„Als ich aber in Ihr Schlafzimmer trat, schliefen Sie schon den Schlaf des Gerechten. Ich selbst las noch die Zeitung mit dem Prozeßbericht und streckte mich dann auf Ihrem Diwan aus.“

„Und Sie haben gar nicht nötig gehabt, nach mir zu sehen? . . .“

„Nicht ein einziges Mal. Ich hab' nämlich auch einen sehr gesunden Schlaf. — Aber nun muß ich Ihnen doch die Blumen zeigen, die für Sie gebracht worden sind. Und die Briefe? . . . Soll ich Sie Ihnen vorlesen?“

„Danke vielmals, Herr Schumann, die lese ich nachher im Wohnzimmer; ich will nämlich aufstehen.“

Schumann zog sich zurück; nach einer halben Stunde erschien Herbert. Eine sonderbare Schwäche hielt ihn gefangen, er kam sich wie ein von langer Krankheit Genesener vor. Die Blumen, die Freunde und ganz Unbekannte für ihn abgegeben hatten, betrachtete er schweigend. Und dann las er, während Schumann ihn abwartend beobachtete, die eingegangenen Briefe; Teilnahme und Freude von ganz fremden Personen wehten ihn wie sommerliche Winde an; er versank in ein Nachdenken.

„Besuch ist auch schon hier gewesen“, äußerte da Schumann.

„Wer denn?“

„Herr Doktor Scheel-Brandow. Und dann natürlich Fräulein Bindewald mit ihrer Frau Mama.“

Ruth!

„Ich will meine Braut besuchen“, jagte Herbert erregt.

„Tun Sie das lieber nicht, Herr Godebrecht“, warnte Schumann. „Legen Sie noch eine Nachtruhe dazwischen, es ist besser. Wenn Sie es wünschen, gehe ich hin und sage, daß Sie morgen früh kämen.“

„Ich glaube beinahe, Sie haben recht, Herr Schumann.“

Aber er blieb dennoch nicht mit Schumann allein: Frau Landgerichtsrat Brügge kam, um nach ihm zu sehen, und nach dem Abendbrot, das Schumann mit ihm teilte, wurde das Ehepaar Glöckner gemeldet, das sich eine Stunde bei ihm aufhielt; danach suchte er wieder sein Bett auf und versank gleich darauf in einen tiefen, traumlosen Schlaf. (Fortf. folgt.)

Achtung! — es wird gefilmt!

Seitene Skizze von Friedrich Rasche.

Volle vier Wochen war der „lange Ernst“, Spezialist für Taschendiebstähle, dem Kassenboten der Bank nachgestiegen wie ein Primaner seiner Tanzstundenliebe. Nun hatte er alles Nötige ausbaldowert, der Handstreich auf die gefüllte Aktentasche mußte gelingen.

Ein Zufall kam dem langen Ernst zu Hilfe. An der Kreuzung der Moltke- und Sedanstraße verursachten zwei brüllende Radfahrer, die sich gegenseitig ihre Vorderräder verbogen hatten, einen ansehnlichen Menschenauflauf. Von begreiflicher, aber seines Amtes unwürdiger Neugier gepackt, drängte sich auch der Kassenbote in den Menschenhaufen. Die Obrigkeit hatte sich des Vorfalles wunderbarerweise noch nicht angenommen. Also benutzte der lange Ernst die prächtige Gelegenheit, entriß dem Kassenboten mit einem kurzen drehenden Rud die Aktentasche und drückte sich. Aber: vor Schreck und Angst geradezu heillos, entdeckten ihn die Augen des Bestohlenen, ehe der Räuber sich unsichtbar gemacht hatte. „Haltet den Dieb!“ schrie der Bankbote und setzte sich wild gestikulierend in Bewegung. Die Menge, freudig überrascht von der neuen Sensation, zeigte sofort das größte Verständnis und lief teilweise mit.

Vor allem aber lief jetzt der lange Ernst, und es schien, als versuchte er einen Angriff auf den Weltrekord. Die Situation war für ihn keineswegs neu, aber immer wieder gefährlich. Schon machten einige Passanten den schüchternen Versuch, sich ihm in den Weg zu stellen. Da kam der lange Ernst mit seinem neuesten Trick heraus: er lief noch schneller und schrie wie einen Kriegerstuf vor sich her: „Achtung! — es wird gefilmt!“

Das wirkte; die Menschen blieben stehen, lachten, verdrehten die Häuse und fühlten sich wohlthuend mitbeteiligt. Aber ein hastiger Blick über die Schulter belehrte den langen Ernst, daß sich die Schar seiner Verfolger unter anderem um zwei schnell laufende Polizisten vermehrt hatte; das war reinlich. Ferner sah er am Ausgang der Straße einen Schuttmann den Verkehr regeln. Das war gemein. Und die

Seitenstraße, in die er einbiegen wollte, mußte wegen Tiefbauarbeiten für allen Verkehr gesperrt sein. Das war miserabel. Also schleunigst in ein Versteck. Noch einmal stieß er seinen Kriegerstiefel aus und stürzte dann in den einladenden Eingang eines großen Bureauhauses. Rechts ein Gang, links ein Gang, kein Mensch zu sehen. Schreibmaschinen rasselten hinter geschlossenen Türen. Der lange Ernst lief den rechten Korridor hinab, ein Stück über die Mitte hinaus. Hier öffnete er kurz entschlossen eine Tür mit dem Firmenschild: Ewald Hummel, Sanitäre Anlagen.

Mit einem einzigen Blick hatte sich der lange Ernst über die Lage unterrichtet. Ein Schreibtisch, an dem niemand saß; eine Schreibmaschine, bedient von einer lockigen Tippmamsell; ein offenes Fenster nach dem Hof. Das alles zusammen durfte man Glück nennen. Das Fräulein fuhr erschrocken auf. „Beunruhigen Sie sich nicht“, sagte der lange Ernst und drängte den stoßenden Atem zurück. „Sie werden sogleich mitgeteilt. In wenigen Augenblicken treten hier Polizisten ein und forschen nach dem flüchtigen Verbrecher, den ich spiele. Sie haben nur in Übereinstimmung mit mir festzustellen, daß er sich nicht hier befindet.“

„Das ist ja himmlisch!“ jubelte das Fräulein. „Gewiß“, sagte der lange Ernst und legte die Attentätsche unter den Schreibtisch. Dann flog seine Mütze samt der Perücke in den Papierkorb, ein Handariff — und der Bart folgte, in demselben Augenblick sah ihm eine Hornbrille auf der Nase. Blitschnell riß er sich die dunkelblaue Jacke herunter, wendete sie und zog sich nun einen hellgrauen Rod an. Draußen auf dem Gange trappelten Schritte von Tür zu Tür.

„Geben Sie nun acht und spielen Sie gut“, ermahnte der lange Ernst und setzte sich an den Schreibtisch. Dann wurde kurz an die Tür geklopft, der lange Ernst griff nach dem Telefon, und während zwei Polizisten eintraten, begann er wütend in den Apparat zu reden: „Zum Rudud — wenn Sie eben die Klosettstühle nicht liefern können — wie? — das ist ja die reine Unverschämtheit — dann entziehe ich Ihnen auch die — warum sagen Sie denn das nicht gleich — warten Sie mal am Apparat —“ Und zu den Polizisten gewendet: „Was ist denn los?“

Der noch atemlose Nachtmeister legte die Hand an die Mütze und fragte, ob nicht hier ein bärtiger Bursche mit Sportmütze, dunkelblauer Jacke, mindestens 1,85 groß —

„Ausgeschlossen“, sagte der lange Ernst und trock ein Stück in sich zusammen. „Hier ist den ganzen Vormittag noch niemand gewesen. Schlechte Geschäfte, meine Herren! Oder haben Sie vielleicht jemand gesehen, Fräulein Müller?“

„Nein — nein“, sagte die Tippmamsell und schüttelte begeistert den Kubikopf.

Die Polizisten verschwanden, der lange Ernst schimpfte noch drei Sätze in den Fernsprecher und hängte an. „So“, sagte er und dachte: wenn jetzt der Chef kommt!

„Das ist ja himmlisch“, rief das Fräulein, „aber wo ist denn nur —“

„Einen Augenblick, mein Kind“, sagte der lange Ernst, öffnete mit einem winzigen Dietrich die Alfenmappe und stopfte sich die Banknoten in die Taschen. „Wir sind noch nicht ganz fertig. Ich heiße — vermutlich haben Sie mich erkannt — Ernesto Rinaldini. Sie haben mich gewiß in meinem letzten Film „Der Mord im Hafenviertel“ gesehen.“

„Also da waren Sie fabelhaft“, himmelte das Fräulein, „aber wo ist denn der —“

„Einen Augenblick“, unterbrach sie der lange Ernst, „Sie haben sich wirklich brav gehalten. Ihre Mimik war geradezu überzeugend. Wollen Sie nicht zu uns zum Film kommen? Abgesehen werden Sie für Ihre heutigen Bemühungen natürlich bezahlt. Ein Spielgeld von 75 Mark — denke ich. Und wenn der Film läuft, bekommen Sie zwei Freitarten.“

„O wie herrlich“, lächelte das Fräulein, „aber ich habe doch gar keinen —“

„Einen Augenblick!“ Der lange Ernst zog ein Taschentuch heraus und goß aus einem Fläschchen einige Tropfen darauf. „Wollen Sie noch mein Lieblingsparfüm riechen?“

„O wie reizend von Ihnen, wenn ich nur wüßte, wo der Aufnahmeapparat —“

Durch den Korridor flog ein Kommando: „Erdgeschoss freigeben, Treppe zum ersten Stock sperren!“ — Na endlich, dachte der lange Ernst und atmete auf. Dann hielt er dem Fräulein das Taschentuch sehr dicht unter die Nase. „Ach“, sagte das Mädchen und wurde ohnmächtig. Dann ließ er sie auf den Stuhl gleiten und sorgte dafür, daß ihr Kopf auf der Tischplatte nicht allzu hart lag. „Hat nichts zu bedeuten“, grinste er. Dann nahm er den feinen Herrenmantel, der am Kleiderhaken hing, und den dazugehörigen Hut und ging hintend zur Tür.

An der Treppe stand ein Schuttmann. Der lange Ernst blieb schmunzelnd bei ihm stehen und fragte: „Na — noch nicht erwischt — den Kerl? Haben Sie auch die Toilette schon durchsucht? Keine Spur? Na — denn weiter guten Erfolgs.“ Und er knickte davon.

Abenteuer in der Wüste.

Von Hans Felix Rotholl.

Im Frühjahr vorigen Jahres war das Kommando einer kleinen britischen Truppenstation in Mesopotamien in einiger Verlegenheit. Eine größere Summe, es mochten etwa 50 000 Mark sein, sollte eiligst nach Smyrna an das dortige Rote Kreuz gesandt werden. Unter den anwesenden Offizieren stand aber niemand zur Verfügung, dem man ausreichend Gewandtheit und Landeskennntnis hätte zutrauen können. Da erbot sich eine junge Amerikanerin, Miss Carr, die seit mehreren Jahren in Vorderasien als Krankenschwester tätig war, den Auftrag zu übernehmen. Nach einigem Zögern willigte man notgedrungen ein, zumal Miss Carr alle zur glücklichen Durchführung des Unternehmens erforderlichen Eigenschaften besaß. Unversäglich machte sich die unerschrockene junge Dame an die Vorbereitungen zu ihrer etwa 1600 Kilometer langen Fahrt, die im Kraftwagen gemacht werden sollte, und trat dann die einsame und gefährliche Reise an.

Nufanas ging alles gut. Miss Carr kam schnell vorwärts und hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, als das Glück die mutige Fahrerin verließ. Das Auto befand sich in gebirgiger Gegend auf einem schmalen, mit feinem Sand bedeckten Wege, auf dem das Steuern außerordentlich schwierig war. In dem losen Sande kam der Wagen leicht ins Rutschen, gerade als die Straße dicht an einem tiefen, steilen Abgrunde entlang führte. Trotz aller Vorsicht und Geschicklichkeit gelang es Miss Carr nicht, den Wagen immer gerade zu halten, und schließlich trat das Gefährliche ein. Die Hinterräder rutschten ab, und der Wagen hing, halb in der Luft schwebend, über der Tiefe. Nur der Umstand, daß der vordere Teil an einer etwas vorragenden Felsnase einen Halt gefunden hatte, bewahrte das Auto vor völligem Absturz.

Die Amerikanerin sprang aus dem gefährdeten Auto und überdachte ihre Lage. Den Wagen ohne fremde Hilfe wieder aufzurichten, war unmöglich. Da die Hinterräder frei in der Luft schwebten und nirgends einen Halt fanden, nützte auch die Kraft seines Motors nichts. Das Auto mußte seinem Schicksal überlassen werden. Aber was wurde aus der kühnen Fahrerin? Die Gegend war wild und menschenleer. Der Zustand des Weges bewies, daß ihn nur selten jemand benutzte. Wochen mochten vergehen, ehe ein Auto oder ein Reiter daher kam. Die einzige Hilfe war von den Wüstenstämmen zu erwarten, die als Räuber die Straßen unsicher machen; aber — so hoffte Miss Carr — einer wehrlosen, sie um Schutz bittenden Frau würden sie ihre Hilfe nicht verweigern. Der Versuch erschien nicht ungefährlich; da aber die junge Krankenschwester einen anderen Weg zur Rettung nicht sah, entschloß sie sich, diesen einzuschlagen. Zwar war das Auto mit allen Ausrüstungsgegenständen verloren, es bestand aber wenigstens die Möglichkeit, das Leben zu retten. Die 50 000 Mark verbarg sie sorgfältig an ihrem Körper, dann machte Miss Carr sich auf die gefährliche Wanderung, wobei sie Vorräte trug, im Notfall den Weg zum Auto zurückfinden zu können. Zwei Tage wanderte sie so unter den sengenden Strahlen der Sonne, nachts schlief sie in ihren Mantel gehüllt im Wüstenande. Am Abend des zweiten Tages bemerkte die Einsame, daß sie diesen Marsch durch die menschenleere Wüste nicht durchhalten würde. Auch schien es ihr jetzt geratener, auf der wenn auch wenig begangenen Straße Hilfe abzuwarten, als durch die Einöde zu irren. So kehrte sie wieder um und erreichte nach dreitägiger Abwesenheit den noch immer über dem Abgrunde hängenden Wagen.

Als Miss Carr am andern Morgen früh erwachte, sah sie einen grauen Schatten über den Weg huschen, dem bald andere folgten. Ein kalter Schauer rann der mutigen Reisenden über den Rücken. Es gab keinen Zweifel: ein Rudel Wölfe war auf ihre Spur gestoßen und ihr gefolgt. Zwar ist der Wüstenwolf im allgemeinen feige und greift den Menschen nicht an, doch dieses Rudel war vom Hunger gepeinigt und ging daher unter Führung eines alten Leitieres alsbald zum Angriff über. So schnell waren die Tiere heran, daß Miss Carr keine Zeit fand, ihre Schußwaffe aus dem Wagen zu nehmen. Doch in Reichweite lag eine Eisenstange, wie sie zum Aufmontieren der Reifen gebraucht werden; mit dieser teilte sie wuchtige Stöße gegen die heran drängenden Wölfe aus. Zunächst war sie erfolgreich. Mehrere der Tiere fielen mit schweren Wunden am Kopfe, mit gebrochenen Rippen und Gliedern zu Boden. Aber das Rudel war zu groß, und Miss Carr sah den Augenblick immer näher kommen, wo sie ermattet die Waffe sinken lassen und zwischen den Zähnen der hungrigen Wölfe enden würde. Verzweifelt blickte sie nach einem Zufluchtsort um, wo sie sich eine Zeitlang ausruhen und frische Kräfte für den ungleichen Kampf sammeln könnte. Sie fand nichts anderes als das am Straßenande halb in der Luft hän-

gende Auto. Mit einem gewandten Sprünge schwang sie sich auf das Verdeck des Wagens, wo sie zunächst gegen den Ansturm ihrer gierigen Feinde einigermaßen gesichert war, wenngleich einige der kühnsten ihr auch dorthin zu folgen versuchten, sodaß Miß Carr ständig auf der Hut sein mußte.

Dazu zeigte sich plötzlich eine neue Gefahr. Die Bewegungen, welche die Bedrängte machen mußte, um die angriffenden Bestien mit der Eisenstange zurückzuschlagen, und die Sprünge der Wölfe gegen die Wagenwände erschütterten das Fahrzeug so heftig, daß es von der Felspitze in die Tiefe zu stürzen drohte. Miß Carr mußte erkennen, daß sie ihre Lage nicht gebessert, bestenfalls ihr unabwendbares Ende nur etwas hinausgeschoben hatte.

Der Abend nahte. Die ständige körperliche und seelische Anspannung zehrten die Kräfte des jungen Mädchens rasch auf. Die Wölfe hatten ihre Taktik geändert und die direkten Angriffe aufgegeben. Im weiten Halbrund saßen sie lauend da, wohl wissend, daß ihnen ihr Opfer nicht mehr entgehen könne. — Doch plötzlich kam Unruhe in das Rudel. In der Ferne tauchte die Silhouette eines sich rasch nähernden Reiters auf, dem andere in kurzem Abstand folgten. Nach wenigen Augenblicken, gerade zur rechten Zeit, erschien die kleine Kavallerieabteilung, eine Streife der britischen Streitkräfte, auf dem Schauplatz. Eine wohlgezielte Salve streckte eine Anzahl der Wölfe zu Boden, die übrigen Raubtiere entliefen in eiliger Flucht. Die infolge der ungeheuren Nervenanspannung fast bewußtlose Miß Carr wurde auf ein Pferd gesetzt und nach Mosul ins Krankenhaus gebracht. Sobald sie einigermaßen wiederhergestellt war, sorgte sie dafür, daß die ihr anvertraute Summe eiligst an ihren Bestimmungsort gesandt wurde, worauf sie, überall als Heldin gefeiert, wieder nach Bagdad zurückkehrte.

Der Sieger.

Von Heinz Scharf.

Als Mann und Frau erschaffen waren, sollten sie einen Probelauf machen. Sein Ausgang war entscheidend, wer dienen und wer herrschen sollte. Der Sieger durfte sich Herr nennen, dem Unterliegenden verblieb das Los der Knechtschaft.

Die Frau wollte natürlich über den Mann triumphieren. In dem Augenblick, da das Zeichen zum Start gegeben wurde, streute sie ihm hinterlistig Sand in die Augen und lief dann rasch vor ihm davon.

Der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Er sah nun nicht mehr das Ziel vor sich, sondern konnte nur blind den Fußtapfen der Frau folgen. Wollte er sich selbst behaupten, blieb ihm nur die Devise: „Der Weg zum Sieg führt über sie!“ und in dieser Erkenntnis zog er leuchtend hinter ihr her.

Die Frau hatte einen guten Vorsprung und glaubte das Rennen schon gewonnen.

Aber der Mann war zäh und holte auf, was er konnte.

Als er ihr immer näher kam und sie fühlte, daß es um sie geschehen war, griff sie abermals zu einer List.

Sie blieb hinter einer Weibiegung stehen, verschluckte, wippte sich die Haare zurecht und kam dem Nachstürmenden ein paar Schritte entgegen.

Der Mann prallte fast mit ihr zusammen.

Lächelnd sprach sie: „Ich habe hier auf dich gewartet, denn ich konnte es nicht länger mit ansehen, wie du dich zu Tode hektetest. Nie hättest du mich eingeholt, wenn nicht Mitleid mit deiner Qual meinen Schritt gehemmt hätte.“

Der Mann fiel vor so viel Huld und Gnade in die Knie. „Welch edlem Gegner galt es hier zu danken!“

„Es ist wahr!“, rief er, „nie hätte ich dich erreicht, wenn du nicht Erbarmen mit mir gehabt hättest, du holdes Geschöpf! Darf ich dich dafür auf meinen Händen tragen?“

Die Frau gestattete es erröten.

Er hob sie auf und trug sie selig durchs Ziel.

So wurde gleich im ersten Wettlauf der Mann als Sieger besieg und das Weib als Besiegte Siegerin.

Und so ist es denn auch geblieben.

Die Parabel von der Limonade.

Von Max Havel.

Ich besuchte einst mit einem Freunde eine Gaststätte, wo man uns eine Getränkekarte vorlegte und wählen ließ. Und da die Urteile über den Wert und Unwert des Alkohols sehr verschieden sind, bestellte ich eine Limonade, die ich mir selbst zubereiten wollte. Mein Freund entschied sich für Schnaps. Denn er war ein Mann von Temperament.

Der Kellner brachte mir ein Glas Soda, eine halbe Limone und sehr viel Zucker. Ich preßte die Frucht geziemend aus, und die trüben Tropfen fielen in das klare Wasser, in dem die Kohlensäure in glänzenden Perlchen aufstieg und über dem Spiegel in zarten Fontänen hochsprang, und dann warf ich den Zucker hinein.

Doch als mein Freund den Gang dieser Prozedur bemerkte, sagte er mir mit dem Wissen des Kenners: „Wenn du den Zucker nach dem sauren Saft ins Wasser wirfst, löst er sich nicht! Du hättest den Zucker zuvor hineintun sollen!“

Und wirklich: der Zucker löste sich langsam und schwer. Die Säure der Frucht, die das Wasser durchsekte, hinderte ihn.

Ich habe später an dieses kleine Begebnis denken müssen. Es lag ein tiefer Sinn darin.

Denn es gibt Menschen, die eine schwere Jugend hatten, eine Jugend voll saurer Entbehrung. Und die, wie sehr sie das Leben späterhin auch entschädigt haben möge, doch niemals mehr zur echten und tiefen Frömmigkeit gekommen sind, weil der Schatten dieser Jugend über ihnen lag und sie hemmte und verdüsterte. Und dann gibt es Menschen, die eine Jugend voll Süße und Freiheit hatten, eine in Liebe und Frohmuth gelöste Jugend, deren Heiterkeit sie ein ganzes Leben lang durchstrahlte, mochte kommen, was da kommen wollte.

Denn es muß auch im Leben sein wie bei einer richtig bereiteten Limonade: erst der Zucker, dann die Limone. Sonst löst er sich nicht.

Welt u. Wissen

Wunderliche Doktor Dissertationen. Der Brauch, zur Erlangung akademischer Grade eine These zu verteidigen, bestand bereits vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Schon die alten Urkunden der Universität Paris, die bis auf das Jahr 1395 zurückgehen, erwähnen derartige Dissertationen. Jedemfalls verlangte es von 1330 an die akademische Sitte, daß der Student der Medizin zur Erlangung des medizinischen Baccalaureats in feierlicher Sitzung eine „These“ verteidigen müsse. Im allgemeinen galten diese Thesen Fragen aus dem Gebiet der Physiologie und Pathologie. Die ersten hogenischen Thesen, die zum Gedächtnis des Kardinals d'Estouteville, der die Pariser Universität umgestaltet hatte, „Cardinales“ hießen, stammen aus dem Jahre 1468. Aber erst viel später, im Jahre 1724, begann man, auch chirurgische Probleme in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Gedruckt wurden diese Thesen erst von 1599 an. Wenn man die These irgend einer vornehmen Persönlichkeit widmete, ließ man sie wohl auch auf Seidenpapier drucken und von Künstlerhand mit Illustrationen schmücken, und die größten Mäler der Zeit verschmähten es nicht, ihre Kunst in den Dienst dieser Doktor Dissertationen zu stellen. So illustrierte Noel Halle eine dem Könige gewidmete These, deren Titelbild den heiligen Ludwig darstellte, wie er einen Verwundeten verbindet. Und Jouvenet zeichnete für eine andere einen Christus, der die Kranken heilt. Die Gegenstände, die diese Thesen behandeln, sind zumeist recht kurios. Der Kandidat Jean Chartier stellt beispielsweise über die Obstdiät, die dem König Ludwig 13. bei einem Fieberanfall verordnet worden war, gelehrte Betrachtungen über die Frage an, „ob die Kirichen bei solchen Umständen bessere Dienste leisten als die Aprikosen.“ Derartige tief sinnige Untersuchungen waren durchaus nichts Seltenes. So beschäftigt sich die am 28. Juni 1604 von einem gewissen Klotan aufgestellte These mit der spitfindigen Frage, ob „ein üppiger Haarwuchs gesundheitsdienlicher sei als ein der Haare entbloßter Schädel, und ob die Kahlköpfigkeit den Tod bringen könne.“ Ein anderer Doktorand zerbricht sich den Kopf darüber, ob die Schönheit Ausdruck der Gesundheit sei. Zu besonderer Berühmtheit gelangte die unter der Regierung des „Vielgeliebten“ von dem bekannten Boissier de Sauvages vor der Fakultät von Montpellier behandelte These „ob die Liebe durch einfache der Pflanzenwelt entnommene Mittel zu heilen sei.“ Die Sage hatte für den Studenten Duval, der dem Vortrag des Gelehrten zu gläubiges Vertrauen schenkte, noch ein böses Nachspiel. Der ebenso bildungsferne wie erschifflich von der Liebe geplagte Jüngling hatte im Vertrauen auf die Empfehlung, daß der Schierlingstrank alle Leidenschaften unfehlbar vertreibt, sich also gleich Schierling geholt und einen starken Aufschuß zu sich genommen. Er teilte zwar nicht das Schicksal des Sokrates; die Liebestur bekam ihm aber so schlecht, daß er auf weitere Versuche, seine Herzensqual durch Pflanzenmittel zu kurieren, gern verzichtete.